

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Sirug.

Wo war alles dahin? Besztycki wurde es kalt bei der Erinnerung. Er trat an der Ecke in eine Schenke, um sich zu erfrischen. Denn ihm war übel in der Seele. Er trank, aß etwas dazu, blieb sitzen, trank ein zweites und drittes Mal.

Als er sich wieder auf der Straße befand, traf er aufs neue kleine Gruppen von Menschen — zu zwei, zu drei, — die von den Revieren nach dem Rathaus eskortiert wurden. Wieder wurde er von den Patrouillen angehalten und nach seinem Paß gefragt. Diesmal durchsuchte man ihn auch. Es assistierte dabei auch ein Kerl in Zivil. Er sah wie ein Arbeiter aus und blickte während der ganzen Zeit Besztycki aufmerksam in die Augen. „Ach, Du Lump!“ dachte mit Schmerz Besztycki. „Wenn ich Dich so in meine fünf Finger befämel!“ — Mit schrecklicher Deutlichkeit stand in seiner Erinnerung das Gesicht des Verräters. Und er dachte: „Wie wird aus einem ein solcher? — Wie geht das wohl zu?“ Und er konnte es durchaus nicht erfassen. Er dachte nach, aber alles ging nur lunterbunt in seinem Kopf durcheinander. Er war von seiner stillen ländlichen Abgeschlossenheit an solche Dinge nicht gewöhnt. Hätte er nur eine Waffe bei sich gehabt! Er wäre ihm gefolgt, um mit ihm abzurechnen.

Er ging durch die Krakauer Vorstadt, und als er vor dem Hotel Bristol vorbeikam, erinnerte er sich wieder an etwas aus jenen Tagen. Er ging durch ein Tor und über einen langen Hof, blieb vor der geschwätzten Offizin stehen und seufzte. Hier wurde damals die Zeitung gedruckt und veröffentlicht. Hier oben saßen die Genossen, die sie schrieben, und andere, die wichtigsten Männer der Bewegung. Hierher kamen die Deputationen, die Massen Interessierter, die Streikdelegaten, die verschiedenen Komitees, um sich Rat und Weisungen zu holen. Draußen trieben sich die Austrägerjungen herum, den ganzen Hof mit Lärm erfüllend. Ganze Haufen von ihnen hielten den Eingang zur Druckerei besetzt, wo alle Fenster erleuchtet waren und die tausenden Maschinen arbeiteten. Was war das für ein Schreien und Drängen, wenn eine Nummer herauskam! Die Menschen rissen sie sich aus der Hand. Er erinnerte sich, wie er zwei Stunden auf diesem Pflaster hier gestanden hatte, und wie die Seele ihm wuchs. Unsere Zeitung! Unsere eigene Parteizeitung! In unserer eigenen Druckerei gedruckt und in die Welt hinausgeschickt, ohne daß jemand das Recht, noch die Macht hatte, es zu hindern.

Alles hat der Teufel geholt! Er fühlte sich schwach und wollte nichts mehr. In der Tat — wie gern wäre er heute noch von Warschau weggefahren, nur daß ihn die Rückkehr nach Hause so gar nicht freuen wollte. Was sollte er auch mit solchen Neuigkeiten dort ankommen? Was sollte er tun? Er hatte zu nichts mehr Lust. Trüb und öde war es in ihm wie noch nie.

Doch beim Onkel erwartete ihn eine angenehme Neuigkeit. Der Onkel hatte einen Weg zur Partei gefunden, und zwar einen solchen, der erstens ganz sicher war „wie eine Mauer“ und ihn zweitens zu dem einen oder zu dem anderen von der alten Partei führen sollte.

„Ich habe erfahren, daß es gar nicht so schlimm steht. Es bildet sich nämlich eine neue Partei — ebenfalls mit einer Kampfgruppe. Die soll wohl die Beste sein. Was vom Tüchtigsten noch zurückgeblieben ist, schließt sich da an . . .“

„Ja, aber ich brauche die Leute von der alten . . . Auf die Neuen bin ich nicht begierig . . .“

„Die Neue soll die Einigkeit herbeiführen . . .“

„Einigkeit ist gewiß etwas Gutes . . .“

„Hier wirst Du auf solche hingewiesen werden, die Dir alles zwanglos aufklären werden. Du wirst nun freie Bahn haben. So wahr ich Dein Onkel bin, ich habe mir Deinetwegen solche Mühe gegeben, damit Du nicht sagst, daß ich Angst habe, oder daß ich in Warschau etwas nicht zustande bringe. Gättest Du selbst gesucht, so wärest Du jetzt wer weiß wo — was Gott verhüten möge! Durch mich triffst Du überall hin. Du hast zwar vier Tage warten müssen, aber nun hast Du es . . .“

Besztycki bedankte sich herzlich bei dem Onkel.

Tags darauf begab er sich nach der angegebenen Adresse. Er traf einen Genossen, der ihm mit viel Feuer und dokumentarisch auseinandersetzte wie die Sachen stehen: die alte Partei sei in zwei neue zerfallen. Die eine wolle dies, die andere das. Er glaube, daß eine Verständigung zustande kommen werde, denn die Hauptschreier säßen im Gefängnis — und so weiter und so weiter. Zu zweit begaben sie sich dann zu einem dritten in die Rittergasse ins vierte Stockwerk, direkt unterm Dach. Und der neue Genosse fragte Besztycki nach seinem Anliegen. Besztycki erkundigte sich nach der Kampfgruppe, von der Sache selbst aber wollte er noch nicht sprechen, und teilte ihm nur mit, daß er Geld, zweihundertfünfzig Rubel, mitgebracht habe. Darauf gingen sie wieder zu zweit, aber vorsichtshalber getrennt, an einen andern Ort, nach der Rymarska. Dort fand Besztycki einen ersten, bedächtigen Genossen, der mit ihm etwas von oben herab und nicht sehr freundlich sprach. Diesem entdeckte er alles.

Wie war der strenge Genosse darauf erfreut! „Das ist es, was wir nötig haben“, rief er aus. „Was liegt am Geld — aber die Bombe! Ein neues Leben wird hier bei uns anfangen, Genosse, darauf haben wir ja nur gewartet! In diesen Zeiten ist es schwierig, so etwas herzustellen — unsere Leute, die das konnten, sind alle dahin. Also, ich danke Ihnen im Namen der Partei. Ihr seid tüchtige Burichen! Und den Spießel habt Ihr weggeräumt? — Glänzend!“

Es war Besztycki plötzlich, als sei er ein anderer Mensch geworden. Also existierte die Partei doch? Wenn auch unter schweren Bedingungen. Also lebt sie doch! Und alles wird noch gut werden, und er hatte dazu beigetragen! — Sie besprachen sich noch wegen der Auslieferung der Bombe und wenn sie übergeben werden sollte. Das Geld überzahlte der Genosse und nahm es an sich. Sie staketen sich Zigaretten an und sprachen von verschiedenen Dingen. Der Genosse erkundigte sich lebhaft nach den Verhältnissen in der Zuckerfabrik und auf dem Lande, und Besztycki antwortete ihm ausführlich und genau. Es war ihm angenehm, endlich einmal Rechenschaft von einer so langen Tätigkeit zu geben. Die Organisation von Lucien durfte sich mancher Sache rühmen. Der Genosse notierte sich gewisse Einzelheiten und Namen in sein Büchlein und murmelte aufmunternd:

„Gut! Sehr gut! So war's richtig!“

Endlich wagte sich Besztycki schüchtern mit dem Vorschlag heraus, ob er nicht hier in Warschau bleiben könnte, um an der hiesigen Arbeit teilzunehmen.

„Die Zeiten sind sehr schlecht“, sagte er, „die meisten Leute verhaftet, so glaube ich, daß ich hier eher etwas nützen könnte. Die Meinigen zu Hause würden sich dann schon selber helfen.“

Der Genosse dachte eine Weile nach und erklärte sich einverstanden.

„Gut“, sagte er, „bleiben Sie bei uns. Eine Tätigkeit für Sie werde ich schon finden.“

Und wieder kam neues Leben in Besztycki. Er war sehr froh, an diese neue Tätigkeit in Warschau Anschluß zu finden. Er traute es sich schon zu, so wie er beschaffen war, der Partei in diesen Zeiten der Not eine kräftige Stütze zu sein.

„Ich mache mich erbötig, diese Bombe, wenn es nötig ist, auf jeden zu schmeißen, den die Genossen mir anzeigen . . . Gerade jetzt würde das einen guten Eindruck machen, nicht wahr?“

„Ganz gewiß. Aber das muß doch überlegt werden. Indessen sagen Sie uns, wo ist sie jetzt, diese Bombe? Man müßte sie unverzüglich an einen sicheren Ort bringen.“

„Ich will sie hinbringen, sobald es nötig sein wird . . .“

„Wozu. Es kann ein Mann von uns sie holen. Sie kennen die Stadt nicht. Wo sind Sie abgestiegen?“

„Ich würde es vorziehen, sie selber hinzubringen. Ich wohne an einem Ort, wo ein Fremder keinen Zutritt haben kann.“

„Wo?“

Doch Besztycki blieb dabei, daß er sie selber hinbringen wolle. Ihm lag daran, daß der Onkel keinen Verdacht hegte. Denn wenn er auch herzensgut war, so hätte er ihm das doch nie verziehen. Der Genosse wurde böse, Besztycki bat um Entschuldigung, beharrte jedoch auf seinem Willen.

„Meinetwegen. Gegen Starrsinn gibt's kein Mittel. Vielleicht werden Sie andere überzeugen. Jetzt wollen wir zum Zentralkomitee fahren, dort erhalten Sie die Quittung und den Dank für alles.“

„Ich habe nur meine Pflicht getan, nicht mehr . . .“
Weszydi war gerührt, daß er die Genossen vom Zentralkomitee sehen sollte. Alles fügte sich zum besten.

Auf der Straße ließ der Genosse den Kutscher das Dach hochschlagen. Sie fuhren in ein großes Gebäude hinein, in einen Hof, und die Droschke hielt. Auf den Treppen wunderte sich Weszydi, dann blieb er stehen, schrie auf. Aber schon hatten ihn zwei Kerle gepackt, zwischen sich genommen und in das erste Stockwerk in eine Art Warteraum geschleppt. Hier standen Gendarmen, Schutzleute und ein fast zum Schatten abgemagerter Mensch mit Ketten an den Beinen unter der Bewachung zweier Soldaten. Auf dem ledernen Divan saß breit, eine Zigarette zwischen den Lippen, der Kerl in Zivil, der ihn gestern auf der Straße durchsucht hatte. Der „Genosse“ begrüßte ihn und setzte sich zu ihm, ohne Weszydi, der brüllend wie ein Verrückter sich auf ihn stürzen wollte, im geringsten zu beachten. Er erhielt einige Rippenstöße, daß ihm der Atem verging, und wurde gefesselt.

(Fortsetzung folgt.)

Es muß in der familie bleiben.

Von Emil Unger.

Das Trauergefolge, soweit es aus Freunden und Bekannten der Verstorbenen bestand, hatte bereits den Friedhof verlassen. Es war bitter kalt, und man eilte schleunigst ins nächste Gastlokal, um bei einem heißen Kaffee oder einem steifen Grog die erstarrten Glieder wieder aufzuwärmen.

Zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, beide hager und lang und in wallende Kreppschleier gehüllt, nahmen den dicken, tweigbürtigen Herrn, der noch immer tiefsinnig zuschaute, wie die frostharten Erdklumpen mit dumpfem Gepolter auf den Sarg fielen, in ihre Mitte und schoben ihn sanft der Friedhofstür zu.

Als sie draußen angelangt waren, halfen sie dem völlig gebrochenen und willenlosen Witwer in den Wagen und nahmen nun selbst darin Platz.

„Uns kommt es zu, wir standen ihr am nächsten,“ sagte die ältere Dame mit energischem Tonfall. Als die Tochter nickte, preßte die Mutter ihr Taschentüchlein vor die Augen und begann zu schluchzen:

„Mein liebes, gutes Schwesterchen, daß Du auch jetzt schon weg mußt von uns — —!“

„Nicht doch, Mama,“ flüsterte die Tochter und blickte ängstlich zu dem Herrn hinüber. „Du machst ja dem Onkel das Herz noch schwerer.“

„Du hast recht, Lieschen, wir müssen wenigstens stark bleiben, wir sind sein einziger Halt.“ Und sie wandte sich nach diesen Worten teilnahmsvoll dem Schwager zu und lächelste ihm liebevoll die Wangen: „Nicht wahr, Hans, laß mal, wir werden Dir die schmerzliche Lücke nach besten Kräften ausfüllen, Du Aermster.“

Der Aermste schien aber nichts zu hören von dem, was um ihn herumging. Mit geschlossenen Augen lehnte er in der Wagenecke, und es sah aus, als läge er schon im tiefsten Schlummer.

„Wir wollen ihn schlafen lassen, er hat ja in den letzten Nächten kein Auge zugetan“, sagte die Mutter in gedämpftem Tone und zog fürsorglich die Decke über seine Knie. Dann weinte sie wieder: „Wer hätte das gedacht, vor vier Wochen war sie noch so munter.“

„Ja, da hat sie uns noch recht grob an die geliebten paar hundert Mark erinnert“, fiel ihr die Tochter hier giftig ins Wort.

„Schweig!“ gebot die andere sofort und sah erschreckt auf den Schlafenden. Der Wagen holperte über das Pflaster hin, und die Gufe der Pferde schlugen in regelmäßigem Takte auf die Steine, — er konnte nichts gehört haben, auch wenn er etwa nicht schlief. „Du solltest vorsichtiger sein, Liesel,“ hauchte die Mutter, und richtete sich wieder beruhigt auf: „Ich weiß es ja besser als Du, sie war immer geizig. Es war das erste Mal, daß wir sie herumgelriegt haben, uns etwas zu borgen, und wie hat sie es uns fühlen lassen. O, sehr fühlen lassen. Und dabei hatte sie's doch. Keine Kinder und das schöne Gehalt! Achttausend Mark im Jahr, und wie einfach sie lebten —“

„Ja, kaum daß sie sich Butter auf's Brot gönnten,“ pflichtete das Fräulein leise bei.

„Wer weiß, für was es gut ist, mein Kind.“ Frau Zieple neigte den Kopf dem Gesicht ihrer Tochter zu. Das war schon beinahe ebenso spitz und pergamentartig, wie das der Mutter. „Lieschen, es kann Dein Glück werden!“ —

„Ach!“

„Kind, sei vernünftig, Du machst mir Sorgen. Jetzt lebst Du von meiner kleinen Pension mit, aber — wenn ich mal nicht mehr da bin! Lieschen, Du glaubst nicht, wie schrecklich mir der Gedanke wäre, Dich allein und unversorgt hier zurückzulassen.“

Sie seufzte tief auf und blickte ihrem Kinde forschend in die Augen.

„Was würden denn die Leute sagen, er ist achtundfünfzig, und ich . . .“

„Vierunddreißig!“ ergänzte die Mutter mit Nachdruck und begann weiter zu tuscheln: „Sei vernünftig. Er macht höchstens noch zwei Jahre Dienst, dann setzt er sich zur Ruhe. Da heißt es, sich iputen. Wer ihn jetzt nimmt, bekommt nach seinem Tode die volle Pension.“

Die Tochter nickte nachdenklich. Sie schien eine Rechenaufgabe zu lösen.

„Gewiß, es wäre eine anständige Versorgung. Und die schöne Wirtschaft, fünf Zimmer, eins immer schöner als das andere!“ Ihre wasserblauen Augen blickten verzückt zur Wagendecke empor.

„Unsere Sachen, unsere, wem denn sonst sollten sie gehören. Es war doch meine Schwester.“ Das weiße Gesicht der Dame verzog sich schmerzlich, ihre schmalen, farblosen Lippen zitterten förmlich vor innerer Erregung: „Meine Schwester!“ wiederholte sie jetzt schluchzend. „Soll ich vielleicht eine Wildfremde, eine Hergelaufene in das fertige, mollige Nest setzen lassen, nie, nie und nimmer!“

Ihre Augen flammten zornig auf: „Nie, Lieschen, darf das geschehen! Ach!“ Sie jammerte wieder leise in ihr Taschentuch:

„Es wäre schrecklich — — —“
„Und die vierhundert Mark müßten wir dann auch zurückgeben,“ meinte Lieschen trocken.

„Großer Gott!“ Die Mutter sah sie mit geisterhaft starrem Blick an: „Du hast mich nicht schlecht erschreckt. Zurückgeben? Daran ist gar nicht zu denken, das kann ich einfach nicht. Es wäre unser Ruin. Himmel, daran habe ich gar nicht gedacht — — —“

Eine Weile sahen beide durch die Fenster. Es dämmerte bereits, und in den Schaufenstern flammten die ersten Lichter auf.

„Du wirst ihn heiraten!“ zischte Frau Zieple jetzt kategorisch ihrer Tochter zu.

„Wenn er mich will“, lautete die lakonische und wenig zuversichtliche Antwort.

„Er muß, wenn ich und Du nur wollen. Für uns hängt alles davon ab, bedenke das, Kind! Was da ist, gehört von Rechts wegen uns, es muß unbedingt in der Familie bleiben.“

Der Wagen bog in die Lützowstraße ein und hielt nach kurzer Zeit an.

„Gott, wir sind schon da, ich muß ihn wecken,“ sagte die Mutter. Dann rief sie leise und schmeichelnd: „Hans!“

„Onkelchen!“ stötete Lieschen ebenfalls.

Der Schlaf erweckte und blickte sich fragend um.

„Komm, Du Guter, Aermster“, redete die Schwägerin ihm mit sanfter Stimme zu: „Wir bringen Dich hinauf und lassen Dich heute nicht allein. Du sollst nichts vermissen, armer Hans, wir werden uns Deiner annehmen, nicht wahr, Lieschen! Schon der lieben Tante wegen — —“

„Ja, Mama,“ bekräftigte das Fräulein und hing sich an des Onkels rechten Arm, während die Mutter den linken unklammert hielt. „Ich werde gleich für Abendbrot sorgen, Mama, und Du kannst nachsehen, ob die Zimmer alle geheizt und aufgeräumt sind. Die Diensthofen sollen nicht etwa denken, daß sie nun schalten und walten können, wie sie wollen.“

„Siehst Du, Hans,“ schmolte Frau Zieple: „Mein eigen Fleisch und Blut ist Dir mehr zugetan wie mir. So war sie auch zur Tante. Ach ja, Lieschen hatte unsere arme, liebe Erna fürchtbar gern.“

So schleppten sie beide den Witwer, der stumpf und apathisch vor sich hinsierte, die Treppe hinauf in die fünfzimmernwohnung mit den schönen Sachen, die in der Familie bleiben mußten.

Der Völkerkrieg der fürsten.

1813/15.

Von Kurt Eisner.

II.

Yord hatte unter dem französischen Oberbefehl Macdonalds die Führung der preussischen Truppen in der französischen Armee; sie hatten die Disseprouenzen zu deden. Von Anfang an hatten russische Offiziere und dann die in russische Dienste übergegangenen preussischen Militärs, wie Clausewitz, unter unablässiger geschäftiger Mitwirkung des damals vom Zaren berufenen Freiherrn vom Stein, mit Yord unterhandelt, um ihn zum Verrat zu veranlassen. Yord hatte diese Zumutungen keineswegs abgewiesen; wenn er auch bis zur vollendeten Katastrophe der großen Armee vorsichtig zögerte.

In dem Urheber des Verrats von Lauroggen erscheint jener niedere preussische Adel auf dem Schauplatz der Freiheitskriege, der gleichfalls nach dem Siege zu den Enttäuschten gehörte, wenn auch aus den entgegengesetzten Gründen wie das liberale Bürgertum: diese Junker gehören später zu den Mißvergünstigten, weil die durch Napoleon im ganzen Bereiche seiner Macht zertrümmerte Feudalherrschaft nicht ganz und gar wieder hergestellt werden konnte. Der Kassische Wortführer dieser Opposition ist der Ge-

stimmungsgenosse Yorks, Herr v. d. M ä t w i t z, den die Januschaux von heute roh und platt nachsäßen.

York war 1759 geboren. Er stammte aus dem ebenso zahlreichen wie unbenittelten sächsischen Kleinadel des Kreises Butow. Nach der Sitte seiner Zeit war er schon mit dreizehn Jahren Fähnleinjunker und mit fünfzehn Leutnant. Wegen einer Insurrection gegen Vorgesetzte war er kriegsgerichtlich zu einem Jahre Festung und Ausstoßung aus dem Heere verurteilt. Alle Versuche, Friedrich II. zur Begnadigung des jungen Offiziers zu überreden, scheiterten. York nahm holländische Dienste und kämpfte im Solde der ostindischen Gesellschaft in den Kolonien gegen England. Erst nach dem Tode Friedrichs II. trat er wieder in die preussische Armee, in der er zu den wenigen gehörte, die 1806 die Soldatenehre wahrten. Er wurde am 6. November säuber verwundet und gefangen. Nach seiner Freilassung kehrte er zu seinem Jägerregiment nach Mittenwalde zurück; später wurde er Generalmajor in Ostpreußen. Ein harter und verschlossener Mann, erfüllt von dem ausschließlichen Trost seiner Zunterlasse, ein beschränkter und eigensüchtiger Menschenverächter, war er ein Gegner aller militärischen Reformen Scharnhorsts, wie er auch die staatsbürgerlichen Pläne Steins bekämpfte. 1812 hatte er sich im Gegenseitigen zu anderen preussischen Offizieren nicht gezeigt, im Auftrage Friedrich Wilhelms III. ein Kommando im Feldzug gegen Rußland zu übernehmen. Mit dem französischen Oberbefehlshaber Macdonald geriet er in Zerwürfnisse. Vielleicht suchte er sie. Die ihm unterstellten Truppen zum Feinde überzuführen, war ein Gedanke, den York in keinem Augenblick abgelehnt hat. Als Ende November 1812 der russische Gouverneur in Kurland York Vorschläge unterbreitete, wie er allmählich die Preußen von der großen Armee absondern könnte, antwortete York nicht etwa in Ausdrücken der Empörung, sondern er schrieb eigenhändig diesen verschlagenen zweideutigen Brief: „Der Freimut, mit dem Sw. Erzellenz die Güte hat, mich von Ihren Anschauungen über die gegenwärtige Lage der Dinge in Kenntnis zu setzen, ist für mich ein sehr schmeichelhaftes Zeichen seines Vertrauens in die Loyalität meines Charakters. Ich bitte Sw. Erzellenz überzeugt zu sein, daß ich kein anderes Interesse kenne und kennen werde wie das meines Königs und Vaterlandes; aber gestatten Sie mir Ihnen zu bemerken, daß ein durch Erfahrungen gehärteter Mann niemals dieses heilige Interesse durch eine unvorsichtige und übereilte Aktion aufs Spiel setzen darf. Das Beispiel Romanas paßt nicht auf mich. Romana wußte bestimmt, was sein Vaterland von den Verbündeten zu erwarten hatte, mit dem er sich vereinigte; — die Sache war erklärt und beschloßen. Aber seine Unternehmung wird immer das vollkommene Muster der Loyalität, der Geheimhaltung und der Umsicht nach beiden Seiten sein.“

Die Antwort war eine unberühmte Ermütigung, die Berufung auf die Treue gegen seinen König aber nur eine Floskel; denn York wußte, daß Friedrich Wilhelm III. für solche Abenteuer niemals zu gewinnen war. Der Fahneneid wurde zu jener Zeit bei der rastlos flutenden Umwälzung aller Verhältnisse und bei dem raschen und bunten Uebergang der Offiziere in die verschiedensten Lager, überhaupt nicht als eine irgendwie beträchtliche Bindung aufgefaßt. Ueberdies hatte man mit der philosophischen Grundlichkeit, die dem Deutschen ziemt, das sich vorbereitende Unternehmen Yorks bereits literarisch gefördert und gerechtfertigt. Schon im Oktober 1812 hatte der publizistische Werber des Freiherrn vom Stein, Ernst Moritz Arndt, in Steins Auftrag und auf Kosten der russischen Regierung jenen „Kurzen Katechismus für teutsche Soldaten“ verfaßt und verbreitet, in dem die Soldaten zur Aufsehung gegen ihre Fürsten aufgefordert wurden. Aus Gründen der Vernunft und noch mehr aus Forderungen der Religion wurde der Soldat belehrt, daß er zu keinem bedingungslosen Gehorsam gegen seinen Kriegsherrn verpflichtet sei. Der Arndtsche Soldatenkatechismus ist in seiner ersten Fassung — in den späteren Auflagen wurde er bis zur Unkenntlichkeit perhorisiert und entwertet — eine der wichtigsten Urkunden zur Erkenntnis des Geistes der Freiheitskriege.

Im zweiten Kapitel verbreitet sich Arndt über die Gewalt der Könige und Fürsten und beschränkt die Gehorsamspflicht auf die wackern und gerechten Herren:

„Wenn aber ein Fürst anders tut, als wofür ihn Gott eingesetzt hat, und nicht fürsichtlich regiert nach dem Ebenbilde Gottes, so muß der Soldat und Christ Gott mehr gehorchen als den Menschen. Denn wenn ein Fürst seinen Soldaten beföhle, Gewalt zu üben gegen die Unschuld und das Recht; wenn er sie gebrauche, das Glück und die Freiheit ihrer Mitbürger zu zerstören; wenn er sie den Feinden des Vaterlandes gegen das Vaterland zu Hilfe schicke; wenn er durch sie seine eigenen Landsleute plündern, verheeren, bekämpfen heize, müßten sie nimmer gehorchen, was wider das Gebot Gottes und das ebenso heilige Gebot freisetzt, das Gott in unser Gewissen gepflanzt hat. Denn auch ein König und Fürst darf nimmer tun noch befehlen, was in aller Ewigkeit Unrecht bleibt, und spräche man es mit Engelszungen, und schmückte man es mit Engelschneinen aus.“

Von der wahren Soldatenehre handelt Arndt im fünften Kapitel, und hier verkündet er den Eidbruch als die wahre Ehre des Soldaten, ja er droht den Soldaten, die ihrem Eide treu bleiben, im Namen des Christentums ewige Höllenstrafen:

„Das ist die teutsche Soldatenehre, daß der brave Krieger dem Könige oder Fürsten, der ihm zu gebieten wagt, für die Franzosen und ihren Despoten den Degen zu ziehen und gegen die Freiheit

und Ehre ihres Landes zu sechten, den Degen im Angesicht zerbrechen, weil er nicht den Mut hat, gleich seinen Vätern stolz und frei zu herrschen oder freier und stolzer zu vergehen. Denn wer nicht mit dem Eiden in der Hand für das Vaterland zu sterben den Mut hat, wie mag der Fürst sein und andern gebieten? Das ist teutsche Soldatenehre, daß der Soldat fühlt: er war ein teutscher Mensch, ehe er von teutschen Königen und Fürsten wußte: es war ein teutsches Land, ehe Könige und Fürsten waren; daß er es tief und inniglich fühlt: das Land und das Volk sollen unsterblich und ewig sein, aber die Herren und Fürsten mit ihren Ehren und Schanden sind vergänglich. Siehe, Gott wird jeden zu Gericht fordern; er wird auch ein strenges Gericht halten über den knechtischen und tierischen Soldaten, der nicht wissen wollte, wozu Gott dem Menschen Gewissen und Vernunft in die Brust gelegt hat.“

Diese Philosophie des Eidbruchs wurde mitten im Kriege von einem Preußen im Lager des Feindes geschrieben und auf dessen Kosten verbreitet.

Was York für die Russen tat, versuchte ja ungefähr zu gleicher Zeit Gneisenau für die Engländer; in den ersten Tagen des Dezember hatte er dem englischen Prinzregenten eine Denkschrift überreicht, in der er ihn aufforderte, in Deutschland zu landen und ein großes Welfenreich in Norddeutschland unter seiner Herrschaft zu gründen. „Der größte Teil Deutschlands“, schrieb damals Gneisenau dem Prinzregenten, „und seine schönsten Landschaften gehören einst diesem Hause. (Das älteste Haus der Welt, nannte es Gneisenau.) Es ward derselben ungeredterweise beraubt, und es könnte darauf gerechte Ansprüche machen, da die Zeit niemals Handlungen des Unrechts zu heiligen vermag. Das Schicksal hatte die Ungerechtigkeiten der Menschen wieder gut gemacht, und das Guelfische Haus sitzt auf dem ersten Throne der Welt. Aber infolge der für diesen Thron festgesetzten Erbfolgeordnung würde dieses Haus sich eines Tages ohne Erbe sehen, da ihm sein väterliches Erbe auf dem Festlande durch einen Usurpator geraubt ist. Im jetzigen Augenblick erblickt das Gestirn dieses Räubers. Die Zeit ist gekommen, wo Sw. königliche Hoheit Ihr väterliches Erbe wieder fordern und es durch alle die Länder zwischen den Mündungen der Schelde und der Elbe, vom Ufer des Meeres bis ins Herz Deutschlands vermehren kann, welche der Lauf der Revolution ohne rechtmäßigen Herren gelassen hat. Diese Völker würden sich sehr glücklich finden, unter Eurer königlichen Hoheit zu leben.“

Das war eine patriotische Müßigkeit, die Gneisenau — er stand in fester Verbindung mit Stein in Petersburg, aber auch mit der Berliner Regierung Hardenbergs — England und den Welfen für eine Truppenlandung in Deutschland in Aussicht stellte, die man in unseren Tagen der Familienverföhnung zwischen Hohenzollern und Welfen wohl doch nicht als Morgengabe anzubieten wagen würde.

In der dem Brief beigelegten Denkschrift entwickelt Gneisenau einen förmlichen Kriegsplan der englischen Landung in Deutschland. In Deutschland müsse der Entscheidungskrieg geführt werden. Die Landung „eröffnet dem Handel wieder seine natürlichen Kanäle, und die Kolonialwaren können dazu dienen, die ersten Kosten des Feldzuges zu bestreiten, welche zu Anfang nicht zu entbehren sind. Der Handel mit Deutschland war in der Zeit vor den französischen Verböten sehr beträchtlich geworden, da der Geschmack und die Gewinne der deutschen Bevölkerung einen großen Verbrauch der Waren und Fabrikate Englands bewirkt hatten. Die Wiederherstellung des Handels mit Deutschland würde sofort den Wechselkurs zum Vorteil Englands verändern.“ Als Ziel des Unternehmens bezeichnet Gneisenau „die Zerstörung der Regierung dieses Angelegens, welches noch gefährlicher durch das Gift, das es ausatmet, als durch seine Klauen ist. Jeder Entwurf, welcher unter diesem Ziele bleibt, wird vergeblich sein. Wer immer einen gewöhnlichen Krieg gegen diesen Bösewicht führen will, um schließlich mit ihm zu verhandeln oder durch einen Frieden in den Normen der gewöhnlichen Diplomatie zu endigen, wird dabei der Sumpf und das Opfer sein. Ihn zu Boden werfen, ihn zerstören, ihn und seine Trabanten, das ist die Aufgabe, welche sich eine gesunde, reine und starke Politik aufzulegen muß.“

Die englische Regierung verhandelte mit Gneisenau auf der Grundlage seiner Denkschrift. Sie fragte, ob die vorgeschlagene Landung in Deutschland auch ohne den Beitritt Preußens und Oesterreichs gelingen könne. Gneisenau bejahte die Frage. Der Augenblick sei ungewöhnlich, es handle sich darum, einen aus seinem Käfig entkommenen Tiger mit äußerster Anstrengung zu verfolgen. Auf Preußen sei nicht zu rechnen: „Die Unglücksfälle des Königs von Preußen haben ihn furchtsam gemacht. Er wird nahe bewacht, er ist zum Teil sehr übel umgeben. Sein Land ist durch zwei Reihen Festungen mit französischen Garnisonen durchschnitten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er sich erkläre, bevor die Wahrscheinlichkeit des Erfolges ihn ermutigt; aber da er sich enge mit Oesterreich verbunden hat, und die Gewächse dieser Macht teilen will, so wird er bereit mit ihm handeln.“

In dieser Zeit geriet der Hauptagent der englischen Befreiung mit dem Führer der russischen Befreiung Deutschlands, Gneisenau mit Stein, in persönlichen Zwist. Gneisenau warf dem Freiherrn vom Stein in einem Briefe vor, daß er seine Pläne allzu oft und jäh ändere. In einem früheren Entwurf habe er das ganze nördliche Deutschland an Preußen geben wollen. Das würde nicht nur Unland gegen England sein, sondern auch in den verschiedenen deutschen Völkern den heftigsten Widerstand finden. Jetzt

wolle er umgekehrt ganz Deutschland zur Einheit unter Oesterreich organisieren. Auch zu diesem zweiten Entwurf müsse Osterreich seine Mitwirkung verweigern. „Die Ausfuehrbarkeit einer Zerstückelung Preußens ist wohl vorhanden, aber ob das Verschwinden eines Staates von der Bedeutung als Preußen nicht das Gleichgewicht auf andere Weise stören werde, mögen diejenigen berechnen, die eine solche revolutionäre Maßregel anraten und unterstützen.“

Man erkennt: In dem einen wie in dem anderen Lager will man Deutschland durch das Ausland befreien. Hinsichtlich Preußens aber besteht die Meinungsverschiedenheit schließlich nur darin, ob man es noch weiter zerstückelt, oder nach des Freiherrn vom Stein Meinung ganz beseitigen solle.

Kleines feuilleton.

Aus dem Tierreiche.

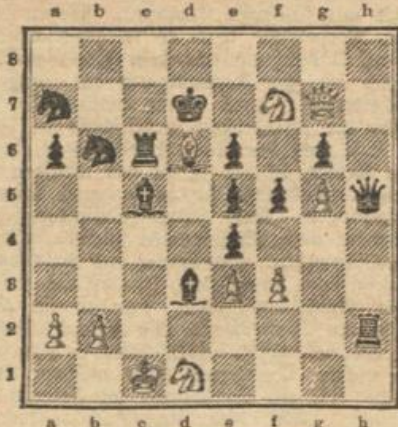
Paradiesvögel. Die allmächtige Mode im Verein mit der Faszination der kultivierten Frauenwelt aller Nationen haben es dahin gebracht, daß eine der prächtigsten Vogelarten, die es auf dem Erdboden gibt, die der Paradiesvögel, ernstlich vor der Gefahr der Ausrottung steht. Schon seit Jahr und Tag haben die Anhänger der Naturschutzbewegung in Wort und Schrift strenge gefühlvolle Bestimmungen gegen das Abschleichen dieser Vögel gefordert, und es wird sie mit Genugtuung erfüllen, daß der Kolonialstaatssekretär Dr. Solz soeben die Jagd auf Paradiesvögel im deutschen Teile von Neu-Guinea völlig verboten hat. Es ist das auch das einzige Mittel, um die vielen Paradiesvögelarten zu erhalten, auf die mehrere Jahre hindurch rücksichtslosste Jagd gemacht worden ist. Der außerordentlich hohe Preis, der für das herrliche Gefieder dieser exotischen Vögel bezahlt wird, machte die Hartnäckigkeit und Ausdauer der Paradiesvogeljäger allein erklärlich. Zumal diese dauernd unter Lebensgefahr ihrem Gewerbe nachgingen. Wie man sich erinnern wird, sind innerhalb kurzer Zeit zwei deutsche Paradiesvogeljäger auf Neu-Guinea von den Eingeborenen ermordet worden. Neu-Guinea zeichnet sich überhaupt wie kaum eine andere Gegend der Erde durch merkwürdige und schöne Tierformen aus. Allerdings sind Säugtiere wenig zahlreich. Dafür sind die Vögel wunderbar entwickelt und umfassen hinsichtlich des Reichtums der Farben und der Formen der Federn hoch ausgezeichnete Geschöpfe. Die Paradiesvögel stehen unter ihnen an erster Stelle, und man hat bis in die letzten Jahre hinein durch immer weiteres Vordringen in die fast unzugänglichen Urwälder des Innern dieser größten Insel der Erde noch fortwährend neue Arten kennen gelernt. Genauer beschrieben sind heute mehr als 50 Arten, die zum geringeren Teile auch auf den Papua-Inseln vorkommen. Einige Abarten finden sich in Nordaustralien und auf den Molukken.

Die Eigenart des Feder Schmucks der Paradiesvögel beruht auf dem prachtvollen metallischen Glanz des Gefieders und in der bizarren, phantastisch wirkenden Zusammenstellung der Federn des Rückens, des Schwanzes oder der Seiten zu herrlichen Federbüscheln. Aber nur die Männchen sind in dieser Art ausgestattet; die Weibchen sind meist einfach grau oder bräunlich. Ihrer Gattung nach gehören die Paradiesvögel zu einer Familie rabenähnlicher Singvögel. Ihre Stimme ist auch rabenartig, nur etwas moduliert. Der Paradiesvogel meidet alle menschlichen Siedelungen, so dünn gefast diese auf Neu-Guinea auch sind. Er lebt nur in den dichtesten Urwäldern und auch hier vorwiegend in den höchsten Kronen uralter Urwaldriesen. Seine Jagd ist auch deshalb ebenso schwierig wie anstrengend; denn es handelt sich natürlich nicht darum, den Vogel einfach zu erlegen, sondern sein prächtiges Gefieder so unversehrt als möglich zu erhalten. Zweifellos wird infolgedessen von den Paradiesvogeljägern auch sehr geschätzt, und man kann wohl annehmen, daß diese die Vögel nach Möglichkeit lebend zu erhalten suchen, um ihnen das wertvolle Gefieder zu rauben und die verstümmelten Tiere dann einem elenden Tode überlassen.

Unter den echten Paradiesvögeln ist der gewöhnliche Paradiesvogel (*Paradisaea apoda* L.) der häufigste. Der Rumpf ist braun; an den Seiten stehen Büschel von sehr langen, zerfaserten hochgelben Federn. Diese gelben Federn sind im Handel meist etwas billiger als die des roten Paradiesvogels (*Paradisaea rubra* Vieill.), der von wunderbarer Farbenpracht ist. Verwandt mit diesem ist der blaue Paradiesvogel (*Paradisaea Rudolphi*), benannt nach dem verstorbenen Kronprinzen von Oesterreich. Der Vogel wurde erst vor etwa 15 Jahren im Innern von Neu-Guinea entdeckt. Er ist nahe dem Kopfe fast schwarz; die Farbe des Gefieders wird aber in der Richtung nach den Büscheln immer heller und schiller in diesen mit einem wundervollen lichtblauen Farbenton. Dabei sind die äußeren Büschelfedern rötlich; eine Reihe von Schwingen endigen in hochroten Spitzen. Neben diesen großen Paradiesvögeln gibt es kleinere bis herunter zur Sprinklingsgröße, denen die langen Büschelfedern fehlen, die aber zum Teil ebenso prächtig gefärbte Gefieder tragen. Die Schwierigkeit des Transports der Vögel ist die Ursache, weshalb sich bis zum heutigen Tage nur einige wenige Arten in den Zoologischen Gärten finden.

Schach.

Unter Leitung von S. Wapin, Pillsbury.



Weiß zieht und macht Remis.

Die obige auch an und für sich höchst interessante Stellung ist folgendes merkwürdige Preisauschreiben des Wuppertaler Bodenrichters geknüpft. (Drei Preise von 60, 40 und 20 M. Einzahlung bis 15. Mai 1913 an Adolf Keller in Elberfeld, Prinzenstraße 9.) Es soll nämlich eine zur obigen Stellung führende Partie komponiert werden und vom Bewerber auch glossiert sein. Von einem noch zu ernennenden kompetentesten Preisrichter werden dann die Preise unter dem Standpunkte zugesprochen werden, daß mindestens die Spielführung von Weiß als relativ (?) noch am „wahrscheinlichsten“ zu betrachten sein könnte. Auf den ersten Blick will uns fast scheinen, daß das obige Wörtchen „relativ“ hier sehr ausgiebig angewendet werden muß! ... Denn beim Vorhandensein sämtlicher sieben schwarzen Figuren (was Tausch kombinationen fast ausschließt) verlangt die schwarze Bauernstellung zu ihrer Entfaltung, daß Weiß beide Türme und einen Läufer auf den Feldern d5, e5 und e4 glatt opfert! ... Eine selbst anscheinende, jedoch wenigstens oberflächlich-plausible Begründung derartiger Opfer ist kaum zu erwarten; zumal der Propekt der Preisauschreibung noch wünscht, daß die Fiktion der weißen Steine vom Hande Pillsbury'schen Geistes möglichst viel verspüren läßt.

Spanisch.

(Fortsetzung und Schluß der Analyse in unseren Schachspalten vom 25. Januar und 1. Februar.)

Attakinsti. Defendarow.

- 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. Dd1-e2, b5; 6. Lb3, Le5; 7. a4, Tb8.

8. a4x b5 a6x b5

Es war bereits nachgewiesen, daß die gegenwärtige Partiestellung für Schwarz noch die verhältnismäßig günstigste Chance (bei der Fortsetzung 5. De2) bildet. Wegen der offenen Reihe des Tal und des exponierten Bb5 ist der theoretische (?) Vorteil von Weiß unabweisbar. Jedoch zwischen „Vorteil“ und Gewinn ist noch ein riesenunterschied; weil die erzwungene Mattführung im Schach in letzter Linie den mindestens einem Lame adäquaten Vorteil voraussetzt. (Im Endspiel.) Wie und ob (f) der erwähnte „theoretische“ Vorteil in Gewinn umzuwandeln sei, ist mehr Sache der praktischen Partie als der Analyse. Deshalb die nachstehende Fortsetzungsparte.

9. Sb1-e3

Zu der Meisterpraxis ist bisher nur diese am nächsten liegende (droht Sx b5) Fortsetzung erprobt worden. Stärker ist vielleicht d2-d3! Wir geben nächstens zur Illustration hierfür Partien zu bringen.

9. ... b5-b4

Stärker ist 0-0! (von Dr. Zarraich angegeben). Auch hierfür werden wir noch gelegentlich Partien bringen. Einstweilen sei nur erwähnt, daß nach 9. ... 0-0! 10. d3! (10. Sx b5? wäre wegen der von Wapin herührenden Entgegnung 10. ... d5!

sehr gefährlich); 10. ... Sd4! (Wapin) 11. SxS, exd4! (Lohardt) eine genügend beweiskräftige Behauptung des Vorteils für den Anziehenden nicht bekannt ist.)

10. Sc3-d5 0-0

11. d2-d3 Sf6xd5

Es drohte Lg5. Bei 11. ... h6;

12. Le3 (auch h3 nebst g2-g4) steht Weiß besser.

12. e4xd5 Sc6-d4

13. Sf3xd4 Le5xd4

14. Ta1-a2 Tb8-b6

14. ... d6; 15. Le3, Lb6;

16. 0-0, f5; 17. f4, e4; 18. LxL, TxL; 19. Tx f4 etc. Schwarz hat

seine genügende Kompensation seiner schlechteren Bauernstellung. Der Zugzug sucht als Kompensation den Tb6 zum Angriff auf die Königsseite hinüberzuwerfen.

15. Le1-e3 Tb6-g6

16. Le3xd4 e5xd4

17. 0-0 d7-d6

17. ... Te8; 18. Dd2, d6;

19. Ta8 etc.

18. Tf1-e1 Dd8-h4

Ober 18. ... Dg5; 19. g3, Lb7;

20. Ta5, c5; 21. dxc6! DXT;

22. cxb7 nebst etc. De7 mit Gewinnstellung.

19. g2-g3 Le8-g4

19. ... Dh3; 20. Ta8, Th6;

21. f3 etc.

20. De2-e3 Dh4-h3

21. Ta2-a3 Lg4-c5

22. Lb3-a4 f7-f6

23. De8xf8! Kg8xf8

24. Te1-e8? Kf8-f7

25. Te8xc8! Tg8xg3?

25. ... Th6; 26. Le8? nebst

Txc7+; 26. h2-g3 Aufgegeben.